

Kulturelle Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **31 (1951-1952)**

Heft 6

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Menschenbild der Schweizer Dichtung

XXV. Sommerkurs der Stiftung «Lucerna»

Die kleine Jubiläumsfeier zur Eröffnung des XXV. Sommerkurses der Stiftung «Lucerna» war nach der Bedeutung, welche diese Veranstaltungen im Geistesleben der Schweiz erlangt haben, wohlmotiviert. Es war auch wohlverdient, wenn der Präsident der Stiftung, Direktor *Paul L. Sidler*, nicht nur seines Vaters *Emil Sidler-Brunner*, der das Werk begründet, sondern auch des langjährigen Kursaktuars *Dr. Simmen* ehrend gedachte, da auf ihm die ganze Organisation dieser Kurse lastete, die trotz schwieriger Zeitläufe alljährlich seit ihrer Begründung durchgeführt werden konnten und sich zu einer Art kleiner Akademie entwickelt haben. Der Dank gehört auch dem Kuratorium der Stiftung, das richtig beraten war, wenn es den Begriff Psychologie, welche in diesen Kursen gefördert werden sollte, von Anfang an im Geiste des Stifters sehr extensiv ausdeutete und mehr und mehr geisteswissenschaftliche Probleme allgemeiner Art in den Mittelpunkt rückte. Das lebhafteste Interesse, das den Veranstaltungen von jüngeren und älteren Akademikern und Lehrern entgegengebracht wird, beweist hinreichend, daß die «Lucerna» damit eine wesentliche Aufgabe erfüllt. Fraglich ist nur, ob das Kuratorium gut daran tut, wenn es mehr und mehr an die Stelle wirklicher geistiger Auseinandersetzungen die belehrende Orientierung setzt und wenn sich selbst in den nachmittäglichen Diskussionsstunden der lehrhaft-dozierende Ton vordrängt. Eine strengere Beschränkung des stofflichen Ausmaßes für die fünf Kurstage und eine etwas klarere Umgrenzung der Probleme würde zweifellos der Sache mehr dienen als ein mächtiges, in dieser kurzen Zeit kaum verarbeitbares Stoffpensum.

Der Nachteil einer stofflichen Überlastung machte sich auch dieses Jahr bemerkbar, da «das Menschenbild in der Schweizer Dichtung» zum Vorwurf genommen wurde, ein Thema, das in seiner Zeitgemäßheit und Überzeitlichkeit einem Jubiläumskurs wohl anstand. Fünf Referenten, Prof. *Gottfried Bohnenblust* von Genf und Lausanne, Prof. *Pierre Kohler*, Romanist der Berner Universität, Pfarrer *Paul Marti* von Bolligen, Prof. *Karl Schmid* von der E.T.H. und Prof. *Arthur Stein* von der Universität Bern setzten sich mit Persönlichkeit und Werk von sieben schweizerischen Dichtergestalten auseinander. Daß bei einer so vielschichtigen Frage gewaltsame Vereinfachungen nicht vermieden werden konnten, ist weniger den Referenten als der stofflichen Überhäufung zur Last zu legen. Freilich scheint mir die Auseinandersetzung mit der philosophischen Anthropologie nicht immer bis zur wünschbaren Klarheit überdacht worden zu sein. Wir wagen, an diesen notwendigen methodischen Voraussetzungen eines guten Kurses hier Kritik zu üben, obwohl wir vom Gesamtverlauf des Kurses befriedigt sind und nicht der Meinung waren, daß ein spezieller schweizerischer Typus der Species Mensch sich aus der Arbeit dieses Kurses ergeben sollte. Eine solche Abstraktion würde der weitgespannten Vielfalt unserer Dichtung Gewalt antun und ein a priori Unmeßbares in eine Formel zwingen. Die Referenten stellten sich vielmehr mit Recht die

Aufgabe, das Ausmaß des Menschenverständnisses in getreulicher Werkdeutung klar zu machen und damit zu eigener Stellungnahme anzuregen.

Das Menschenbild *Rousseaus*, das für die sozialen und geistigen Revolutionen der letzten zweihundert Jahre so ungeheuer bedeutsam ist, wird, wie Pierre Kohler ausführte, durch eine Antinomie gekennzeichnet. Rousseau, selber ein widersprüchlicher Charakter, schwächlich, mit asozialen und hypochondrischen Zügen, zeigte gerade deshalb ein übersteigertes Sozialempfinden. Er stellt dem durch die Gesellschaft verdorbenen Menschen den natürlichen gegenüber, der freilich mit dem Primitiven nicht identisch ist. Es ist vielmehr der sensible, von intellektueller Verbildung unberührte, in Übereinstimmung mit den biologischen Gesetzen lebende Mensch. Neben ihm steht, positiv gewertet, der citoyen, der Bürger der Kleinstadt, wie ihn Rousseau im «Contrat social» gezeichnet hat. Über sie erheben sich, etwas blaß und konstruiert wirkend, die Idealgestalten seiner Erziehungsromane, des «Emile» und der «Nouvelle Héloïse». Rousseau reduziert das Phänomen des Bösen auf die einfache Formel: «Alles ist gut, was aus der Hand des Schöpfers kommt, alles wird schlecht in den Händen der Menschen». Die Antinomie zwischen dem Recht des Individuums auf Selbstverwirklichung und den sozialen Forderungen wird aufgehoben durch eine deistisch gerichtete Religiosität. Da indes in Rousseau der Sprachkünstler größer war als der Psychologe, wirkte er mehr durch seine brillanten Formulierungen als durch Gedankentiefe. Kohler hat indes wohl zwei Gesichtspunkten in Rousseaus Anthropologie etwas zu wenig Beachtung geschenkt, nämlich seinem Naturbegriff und seiner durchaus neuartigen Arbeitsethik.

Aus einer immensen Vertrautheit mit Werk und Wirken entfaltete Arthur Stein *Pestalozzis* Auffassungen vom Menschen. Kennzeichnend für ihn ist die primäre religiöse und sozialetische Verankerung. Derselbe Mensch, welcher die Anschauung als oberstes Prinzip aller Erziehung hinstellte, nennt Gott die nächste Beziehung des Menschen. Pestalozzi begnügte sich auch nicht mit der Erweckung der Individualkräfte des Menschen, sondern gab ihnen ihre soziale Richtung; denn der wahre Gottesdienst ist der Dienst am Mitmenschen, der rückhaltlose Einsatz für den Nächsten. Wenn er aber als Erzieher den Menschen stets zu sich selber zurückzuführen sucht, so steht dies nur in einem scheinbaren Gegensatz zu seinem Sozialethos. Denn der Mensch muß eben darum zur Entfaltung seiner selbst geführt werden, damit er gewandt werde in allen *Diensten* des Lebens. Der Trieb zur Selbstverwirklichung muß in der Demut und in einer liebenden Zuwendung zum Mitmenschen seine Grenze finden. Bei aller Widersprüchlichkeit, die uns in Pestalozzis Leben entgegentritt, besteht doch zwischen seinem Wirken und seinen Lehren kein Unterschied. Die schweren Selbstanklagen, unter welchen er vor allem nach dem Zusammenbruch seiner Anstalten auf dem Birrfeld litt, haben gerade darin ihren Grund, daß er zur Überzeugung kam, die Menschheit bedürfe seiner nicht. Und seine Kinderliebe, die in ihm tiefer als alles Reden und Denken begründet war, hielt ihn vom Schlimmsten fern. Er selbst blieb durch sein ganzes Leben mit Wesen und Willen kindlich und glaubte stets wieder an das Gute im Menschen. Seine dichterischen Gestalten bleiben in wohlthuender Art der Erde verhaftet, weil sie durch lebendige Menschen aus des Erziehers Umgebung angeregt wurden. So hat zum Beispiel Gertrud, die «Diotima auf dem Dorfe», eine getreue Hausmagd als Urbild. Für Pestalozzis Menschentum gilt sein eigener Satz: «Wir existieren am existentesten, wenn wir am wenigsten für uns, am meisten für andere existieren».

Nach den Ausführungen Pfarrer Martis ist das Menschenbild *Gotthelfs* wesentlich von seinem reformierten Standpunkt aus bestimmt. Gotthelf erwarb sich die Menschenkenntnis und schuf packende Gestalten, um den Menschen zu bilden. Sein weites Verständnis wuchs aus seinem täglichen Umgang mit seinen Gemeindegliedern,

Zur Charakterisierung der Individualitäten bediente er sich in meisterlicher Weise des Zeichens und der Gebärde. Man wird bei näherem Zusehen freilich dem Referenten kaum beistimmen können, wenn er behauptete, Gotthelf sei dem Wesen des Kindes kaum gerecht geworden, und er habe zwar wunderbar natürliche Frauen, aber keine Männer von heldischer Haltung zu gestalten vermocht. Ob der Doktor Ruedi im «Anne Bäbi» wohl keine heldische Gestalt ist? Auch Gotthelfs Antiradikalismus wird heute in Anbetracht der Gesamtentwicklung Europas etwas vorsichtiger abgelehnt werden müssen, wie denn überhaupt manche abrupte Urteile das Ausmaß Gotthelfs in verengender Sicht erscheinen ließen. Sie standen im Widerspruch zu anderen Hinweisen, wie z. B. daß Gotthelf ein meisterlicher Kenner der Menschenseele sei, und daß keiner die Mittel der Darstellung besser gebraucht habe als er.

Von ganz anderen Voraussetzungen ist *Gottfried Kellers* Menschenschau bestimmt. Es hat freilich — so betonte Karl Schmid von Anfang an — seine Gründe auch nicht im biederem Staatsbürger, zu dem der Dichter mißdeutet worden ist. Die Begegnung mit dem Philosophen Feuerbach machte aus Keller den konsequenten Realisten. Sie förderte eine entschlossene Wendung zum Diesseits und eine entschiedene Abwendung vom christlichen Unsterblichkeitsglauben. Aber diese Wendung ist nicht die Flucht eines Irreligiösen aus lästiger Verengung, sondern selbst Ausdruck tiefster Religiosität, wobei die mütterliche Natur und das Vaterland, diese «wunderbare Tatsache», zu göttlicher Würde aufsteigen. Indem er sich dem Jetzt und Hier zuwandte, forderte er treuen Dienst an der Zeit. Im redlichen Dienst, im schlichten Jasagen zum Sosein in der Welt und in der absoluten persönlichen Freiheit und Verantwortung liegt das Heil. Keller lehnte den Unsterblichkeitsglauben ab, weil er ihn als eine Anmaßung des Individuums betrachtete. Indem der Mensch wie Dortchen Schönfund, das Kellers reinstes Idealbild darstellt, Bescheid weiß um die Endlichkeit alles Seienden, wird er um so gedrängter den Augenblick erfüllen. Das Wissen um Hinfälligkeit und Tod erregt aber auch jene Grundtrauer, die um Kellers Gestalten webt und die erst den Nährboden seines Humors bildet. Das Böse liegt im Hang, «sein zu wollen, was man nicht ist», und sich einer erlogenen Scheinwelt hinzugeben. Wenn indes Gottfried Keller, dieser zu Selbstbescheidung und Entsagung neigende und an eigenem Schuldbewußtsein leidende Dichter, auf die Geborgenheit im traditionellen Glauben verzichtete, so ist dies ein Ausdruck seiner steten Bereitschaft, nüchtern und bedingungslos den schwereren Weg zu gehen.

Mit *C. F. Meyers* und *Spittellers* Menschenbild setzte sich Gottfried Bohnenblust auseinander. C. F. Meyers dichterische Gestalten sind aus dem Leid eigener psychischer Bedrängnis geboren und wesentlich von der biblisch-religiösen Tradition bestimmt, wenn auch gerade die markantesten weit aus dieser Ordnung hinausschreiten. Meyer ist nach Abstammung und Geist der Geschichte verhaftet, aber in den historischen Gestalten hat Meyer weniger das geschichtliche Individuum als den Menschen an sich gesehen. Er glaubt an einen der diesseitigen Welt immanenten Fortschritt und fühlt sich nach schwerster Anfechtung in einer göttlichen Gnadenordnung geborgen. Wie seinem großen Vorbild Michelangelo schafft ihm das dichterische Kunstwerk Befreiung aus dem schweren Menschenlos.

Auf diesem Wege der Ästhetisierung des Menschen schreitet Carl Spitteler weiter, welcher, Theologie und Glauben über Bord werfend, sich einem extremen Subjektivismus zuwendet. Religion, Natur und Vaterland sind ihm zur Schale geworden. Dafür stellt er sich kompromißlos in den Dienst der Muse. So wird Spitteler zur absolutesten Dichterpersönlichkeit, in welchem das Ringen um die Schönheit des dichterischen Wortes und der Kult der eigenen Phantasie Ein und Alles geworden sind. Fragen wir nach Spittellers Menschenbild, so werden wir es am reinsten und vollendetsten in den Göttern des «Olympischen Frühlings» finden.

Im Waadtländer C. F. Ramuz hat die welsche Schweiz, wie Pierre Kohler überzeugend nachwies, einen Epiker von überragendem Format. Seine urwüchsig und erdgebundenen Bauerngestalten entstanden im Widerspruch zum Psychologismus und Moralismus seiner Zeit. In ihrer königlichen Selbständigkeit sind sie Ausdruck eines kräftigen Individualismus. Ramuz, von Stendhal und der zeitgenössischen Malerei entscheidend angeregt, zeichnet mit prägnanten Strichen das ursprüngliche menschliche Dasein in seinen einfachsten Beziehungen zur Familie und zur Landschaft. Seine Menschenbilder werden, namentlich die seiner letzten Schaffensperiode, in ihrer meisterlichen Klarheit zu mythischen Symbolen des Menschen an sich.

Abgesehen von der bereits vorgebrachten Kritik entwickelten sich die Diskussionen in und außerhalb des Vortragssaales zu lebhaften und erfreulichen Auseinandersetzungen, wozu der Diskussionsleiter, Prof. Häberlin, Basel, ganz Wesentliches beitrug. Der Pflege des menschlichen Kontaktes zwischen allen Kursteilnehmern dienten auch die Abendzusammenkünfte und vor allem die Fahrt im Extrazug nach Einsiedeln verbunden mit einer Besichtigung der Klosterkirche und des Fürstensaales. So wird man gerne diesem schweizerischen geistigen Forum ein weiteres glückliches Gedeihen wünschen.

Karl Fehr

Unser ganzes geistiges Leben verläuft innerhalb von Organisationen. Von Jugend auf wird der moderne Mensch so mit dem Gedanken der Disziplin erfüllt, daß er sein Eigendasein verliert und nur noch im Geist einer Kollektivität zu denken vermag. Eine Auseinandersetzung zwischen Ideen und Ideen oder zwischen Menschen und Menschen, wie sie die Größe des 18. Jahrhunderts ausmachte, findet heute nicht mehr statt. Damals war die Ehrfurcht vor den Meinungen der Kollektivitäten nicht anerkannt. Alle Ideen mußten sich vor der individuellen Vernunft rechtfertigen.

Heute ist die ständige Rücksichtnahme auf die in den organisierten Gemeinschaften geltenden Anschauungen selbstverständliche Regel geworden. Für sich und für die anderen setzt der Einzelne voraus, daß mit der Nationalität, mit der Konfession, der politischen Partei, dem Stande und sonstigen Zugehörigkeiten jedesmal so und so viele Anschauungen zum Voraus und unbeeinflußbar feststehen. Sie gelten als Tabu und sind nicht nur von aller Kritik, sondern auch von der Unterhaltung ausgeschlossen. Dieses Verfahren wird euphemistisch als Respekt vor der Überzeugung bezeichnet, als ob es ohne Denken eine wirkliche Überzeugung geben könnte.

Albert Schweitzer